

### Kinderleben in der Suburbia

Göb, Angelina

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

**Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:**

Göb, A. (2022). Kinderleben in der Suburbia. *Stadtforschung und Statistik : Zeitschrift des Verbandes Deutscher Städtestatistiker*, 35(1), 43-50. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-78496-8>

**Nutzungsbedingungen:**

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-SA Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/deed.de>

**Terms of use:**

This document is made available under a CC BY-NC-SA Licence (Attribution-NonCommercial-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0>

Angelina Göb

# Kinderleben in der Suburbia

*Wie nehmen Familien ihren Wohnort im Suburbanen wahr, wie gebrauchen und gestalten sie diesen durch ihre Routinen? Basierend auf einer qualitativ-ethnographischen Studie in zwei suburbanen Räumen der Region Hannover werden Alltagssituierungen von Kindern aus der Perspektive von vier Müttern beschrieben und analysiert. Dafür geht der Beitrag auf familienbezogene Wahrnehmungs-, Aktions- und Aneignungsräume in der Suburbia ein. Neben der vergleichsweise guten Infrastrukturausstattung für Kinder, deren Nähe und Erreichbarkeit, ist es die sozialräumliche Überschaubarkeit mit der Möglichkeit zur lokalen Zentrierung, die das Familienleben am Stadtrand komfortabel macht. Zwischen Isolation und Integration spannt sich der Kinderalltag auf, der verhäuslicht, institutionell verinselt oder frei bespielbar erfahren, (un-)selbstständig bewältigt werden kann.*

## Dr. Angelina Göb

Diplomgeographin, seit 2019 wissenschaftliche Mitarbeiterin im Institut für Wirtschafts- und Kulturgeographie der Leibniz Universität Hannover. Forschungsschwerpunkte: Stadt- und Sozialgeographie sowie qualitative Sozialforschung und Sozialraumanalyse

 goeb@kusogeo.uni-hannover.de

## Schlüsselwörter

Suburbia – kinderfreundliche Infrastruktur – sozialräumliche Integration – Verhäuslichung – Verinselung

## Suburbia, Familien und Alltags(er)leben

*„Es wird viel gemacht für Familien und ich finde es auch nicht übertrieben, wenn der Bürgermeister sagt, Hemmingen ist eine familienfreundliche Stadt.“ (Fr. Richartz)*

Suburbane Räume gelten gemeinhin als Präferenzwohnorte von Familien: kinderfreundlich, sicher, überschaubar (Menzl 2007; Göb 2021). Mit dieser raumbezogenen Attribuierung geht die Erwartungshaltung einher, familialen Bedürfnissen und Alltagsarrangements adäquater nachkommen zu können. Ein Grund, warum die Wanderung ins Umland meist in der Phase der Familiengründung vollzogen wird. Jedoch hat die Randwanderung resp. Suburbanisierung folgenreiche Auswirkungen – wie eine zunehmende Motorisierung und Mobilität oder eine Trennung von Funktionen und Familien –, die sich in einem veränderten Raum- und Sozialverhalten widerspiegeln. So verschiebt sich seit den 1960er-Jahren die Lebensführung von (halb-)öffentlichen Räumen an private und institutionalisierte Orte, d.h. vom Lern- und Sozialisationsraum Straße zum Binnenraum Wohnung sowie in Einrichtungen der Bildungs-, Betreuungs- und Erziehungslandschaft (Farrenberg 2021). Mit dem Aufsuchen dieser Spezialorte setzt eine Fragmentierung (Verinselung) des kindlichen (Er-)Lebens ein (Zeiher 1991, 1998), das sich in einer „betreuten Kindheit“ (Bollig 2018) und damit in einer raumzeitlich wie sozial begrenzten Kindheit manifestiert. In „eingezäunte(n) Kinderghettos“ (Ward 1978: 87) soll das Kind nunmehr in seiner individuellen Entwicklung gefördert, geschützt befreit und diskret kontrolliert werden (Donzelot 1980: 60). Für die Erfüllung dieser Aufgaben scheinen suburbane Räume prädestiniert zu sein. Denn sie bieten aufgrund ihrer sozialräumlichen Überschaubarkeit alle Voraussetzungen für ein Leben in Geborgenheit und Überwachung, einen geregelten und abgeriegelten Familienalltag. Durch die Covid-19-Pandemie und den im Frühjahr 2020 verhängten Lockdown ist die „verhäuslichte Familienkindheit“ (Zinnecker 2001) – d.h. Isolation assoziiert mit Bewegungs- und Beziehungsmangel sowie intensiviertem Gebrauch digitaler Medien (Muri Koller 2017) – verschärft bzw. zur Norm(alität) geworden.

Wie sich die alltägliche Lebenswelt von Familien in suburbanen Räumen vor der Pandemie darstellte, zeige ich im Folgenden anhand einer Sekundärauswertung<sup>2</sup> einer qualitativ-ethnographischen Studie auf, die zwischen 2017 und 2020 durchgeführt wurde. Die beiden Untersuchungsräume grenzen nordöstlich und südwestlich an die administrative

Stadtgrenze von Hannover an.<sup>3</sup> Beide Siedlungsbereiche sind in den 1950er/60er-Jahren planmäßig angelegt und sukzessive mit grundzentralen Funktionen angereichert worden.<sup>4</sup> Aufgrund ihrer Anbindung und Ausstattung sind die gewählten suburbanen Räume als „zukunfts-fähige Selbstläufer in hochattraktiven Lagen“ (BMVBS 2013: 134) im engeren Pendlerverflechtungsraum einer Großstadtregion<sup>5</sup> zu klassifizieren. Zur Datenerhebung, basierend auf der im Sample vertretenen Eltern (hier v. a. der Mütter), wurden drei Instrumente eingesetzt: explorative Interviews (Honer 1994), um das subjektive Erleben und Bewerten der Teilnehmenden herauszustellen, Aktionsraumkarten (Göb 2021), um Aufschluss über deren Raumgebrauch in Form von kartographisch verzeichneten und verbal kontextualisierten Aktivitäten zu erhalten, sowie Go-Alongs (Kusenbach 2008), um Alltagspraktiken in situ nachvollziehen zu können. Die Datenauswertung erfolgte mittels dokumentarischer Methode (Nohl 2017) zur Analyse von Erfahrungen und Orientierungen, dem „Was“ und „Wie“ des Gesagten, Gezeichneten oder Getanen. Ausgehend vom Material nehme ich für die folgende Kategorisierung von differierenden sozialräumlichen Deutungs- und Handlungsmustern von Familien eine analytische Dreiteilung vor<sup>6</sup>:

- Zuerst gehe ich auf den *Wahrnehmungsraum* ein, den Raum, den *Familien* erleben. Dazu betrachte ich die mit der Wohnstandortentscheidung verbundene Beschreibung und Bewertung der Suburbia.
- Hiernach fokussiere ich auf den *Aktionsraum*, den Raum *in dem Familien* leben. Es geht darum zu erfahren, wo sie wann, mit wem und wie oft, welche außerhäusigen Aktivitäten durchführen.
- Schließlich zeichne ich anhand des *Aneignungsraums* den Raum nach, den *Familien* „(um-)leben“ (Muchow 2012), wie sie ihre Erziehungsvorstellungen umsetzen und welche Strategien sie dabei verfolgen.

## Der Wahrnehmungsraum: familienfreundlich und familiär

„So wie es jetzt ist, ist es für unsere Familie perfekt.“ (Fr. Jablonski)

Der suburbane Raum wird von den befragten Eltern bereits vor dem Zuzug als der ideale Wohnstandort für Familien wahrgenommen. Denn: „Altwarmbüchen hat alles, was Familien, finden wir, benötigen. Wir haben alle Schulformen, wir haben Kindergärten, wir haben viele Sportvereine und so etwas.“ (Fr. Jüngst). Es ist die „Infrastruktur für Kinder“, die von den Eltern hervorgehoben und als zentraler Pull-Faktor für den Umzug ins Umland genannt wird. Die Wichtigkeit der familienfreundlichen Daseinsvorsorgeeinrichtungen wird sogar von den Untersuchungsteilnehmern betont, die keine bzw. keine kleinen Kinder mehr haben: „Wir haben immer sofort geguckt, Schule, Kindergarten, wie erreichbar. Gerade bei berufstätigen Frauen, sonst ist man da Chauffeur.“ (Ehepaar Ribbek). In Hinblick auf die elterliche Ressourcenschonung sind außerdem Lagerrelationen und Entfernungen zu beachten. „Hier ist alles sehr gut eingebunden, eben auch für die Kinder. Alles in der Nähe“ (Fr. Jablonski). Alles da, alles nah zu haben, entlastet Eltern nicht nur zeitlich-personell, sondern auch emotional-kognitiv. „Ich

muss hier keine Bedenken haben, dass [mein Sohn alleine] vor die Tür geht und über zehn rote Ampeln muss. Er kann die Oma besuchen ohne, dass er hier unter die Räder kommen könnte“ (Fr. Ritter). Der „Speckgürtel“ Suburbia soll ein „Sicherheitsgürtel“, Schutz- und Schonraum der kindlichen Entwicklung sein; das Elterndasein – unter Annahme sozialer und lebenszyklischer Homogenität – erleichtern. Durch das Aufeinandertreffen von Gleichgesinnten, so die Vermutung, soll das wechselseitige Erwarten-Können vereinfacht werden, die Ausübung und Aushandlungen des richtigen Maßes an sozialer Kontrolle, gegenseitiger Hilfe und Problemsicht. Das aufeinander Aufpassen ist bei Frau Klötsch elementar für ihr Wohlbefinden: „Mein wertvollstes, also meine Kinder, gebe ich den Nachbarn ohne Murren. [...] Ich weiß es wird jederzeit aufgepasst. Meine Kinder könnte nicht irgendjemand einfach so mitnehmen.“ Zum Heim und dessen Gestaltung gehört selbstverständlich auch die Bereitstellung eines vertrauten Settings und Rückzugsraums für die Kinder. Ein Grund, laut Herrn Dedendorf, warum wir „hier erstmal wohnen bleiben, [nämlich] weil wir Kinder haben. Die haben alle ein einzelnes Zimmer.“ Neben der Wohnfläche zählt zur „suburbanen Grundausstattung“ auch das erweiterte Kinderzimmer in Form eines Gartens, „damit das Kind mehr Auslauf hat, mehr Grün oder bessere Luft“ (Fr. Richartz). Für das Draußenspiel muss das Grundstück nun gar nicht mehr verlassen werden und ermöglicht den Eltern die (un-)mittelbare Überwachung. Dabei schirmen hohe Zäune und Hecken den Nachwuchs nach außen vor potenziellen Gefahren ab; Spielsachen mit „Kindersicherung“ schützen das Kind vor sich selbst.

Suburbia wird von Familien als Wohnideal für Familien empfunden, um ein angenehmeres und risikofreieres Leben mit Kindern führen zu können (Abb. 1). Inwiefern sich der Wahrnehmungsraum im Aktionsraum von Familien vor Ort widerspiegelt bzw. diesen prägt, zeige ich nachfolgend auf. Die exemplarischen Alltagsschilderungen der Mütter Ritter (Fall A), Klötsch (Fall B), Baal (Fall C) und Jüngst (Fall D) sollen veranschaulichen, wie Suburbia in unterschiedlichen Familienkonstellationen genutzt wird, welche Alltagsarrangements gebildet, wo und wie diese erfüllt werden können.

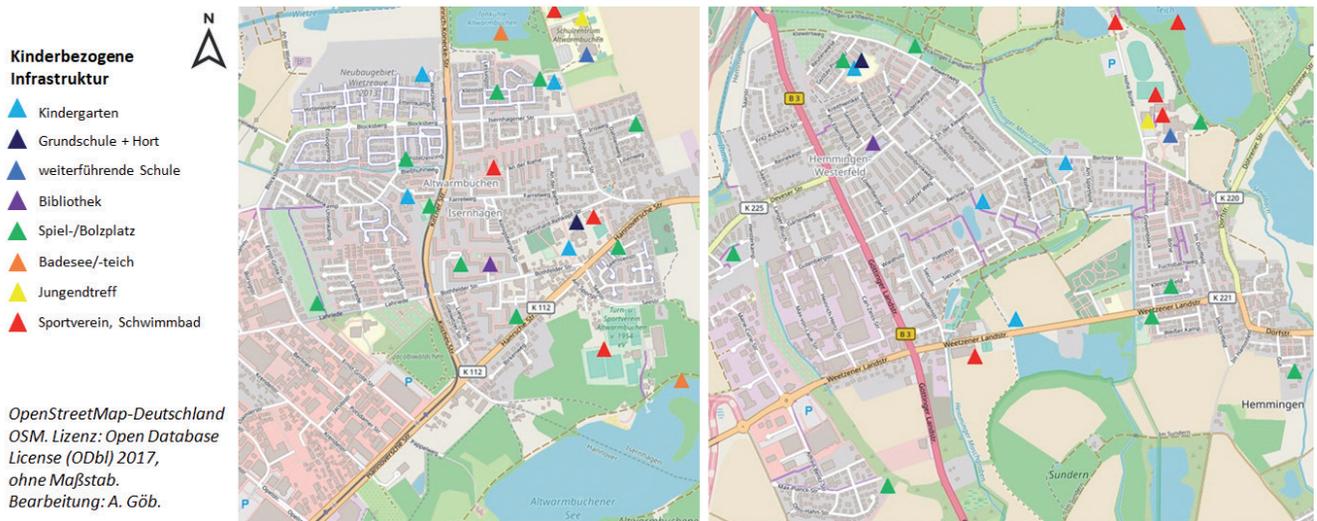
## Der Aktionsraum: überschaubar und bequem

„Mein Leben bewegt sich momentan wirklich in so kleinen Bahnen. Was aber normal ist, wenn man Familie hat.“ (Fr. Jablonski)

### Lokaler Aktionsraum einer Alleinerziehenden – bewusst begrenzt und fokussiert auf Wohnung, Arbeit sowie Einkaufs- und Freizeitmöglichkeiten vor Ort

Frau Ritter ist Mitte 40, alleinerziehend und wohnt mit ihrem jüngeren schulpflichtigen Sohn in einer gemieteten Dreizimmerwohnung. Ihr Alltag: „Meistens gehe ich um 8:00 Uhr [los] [...] und bin dann schon ca. 20 Minuten später im Gewerbegebiet, wo ich beruflich tätig bin. Ich mache dann da meine Arbeit und komme so gegen 16:00 Uhr zurück. Mein Sohn ist schon ein bisschen eher [da]. [...] Dann gehen wir hier oft einkaufen oder schauen, was der Tag noch bringt.“ Frau Ritter hat kein Auto und bewegt sich zu Fuß, manchmal auch mit dem Bus durch den Ort, den sie so gut wie nie verlässt. Dadurch, dass sie im Ort arbeitet (rd. 2 km entfernt) und dort ihre täglichen

Abbildung 1: Übersicht über die „kinderbezogene Infrastruktur“ in den beiden Untersuchungsräumen: Altwarmbüchen (l.) und Hemmingen-Westerfeld (r.).



Einkäufe erledigt (rd. 1 km entfernt), ist ihr Bewegungsradius ausschließlich und bewusst lokal ausgerichtet. Selbst ihre Freizeitaktivitäten (Besuch ihrer Mutter und des Kleingartens) liegen in fußläufiger Entfernung wie auch die ihres Sohnes. „Er geht z. B. zweimal die Woche, naja so ist die Theorie, die Praxis sieht oft anders aus, hier in seinen Schachverein.“ Am Wochenende besuchen beide manchmal die Kirche (ohne Mitglied zu sein), gehen zu den im Ort stattfindenden Flohmärkten und Festivitäten oder schauen, was sich so ergibt.

**Regionalisierter Aktionsraum einer Kleinfamilie – getaktet durch Schichtdienste, Freizeitaktivitäten und Pkw-Fahrzeiten**

Frau Klöttsch ist Anfang 40, verheiratet und lebt mit ihren zwei Kindern im Kita- und Grundschulalter in einem Einfamilienhaus. Sie und ihr Mann arbeiten im Schichtdienst in der Stadt bzw. der Region Hannover und pendeln die 10 km dorthin jeweils mit dem Auto. Einen individuellen Alltag gibt es für Frau Klöttsch, seit sie Kinder hat, nicht mehr. „Dass man fixe Zeiten hat, das ist schon klar: Wann muss ich wo [sein] aber es dreht sich ja alles, der ganze Alltag, um die Kinder. Weil, die sind immer da und alles andere ist ringsum, also das ist quasi das Gerüst.“ Ein typischer Nachmittag beginnt für sie mit dem rechtzeitigen Verlassen ihrer Arbeitsstelle, damit sie ihre Kinder pünktlich abholen kann. Dabei sind Notfalleinsätze, Stau oder Schulausfall einzukalkulieren, weshalb sie drei abrufbereite Babysitter hat. Mit der Einschulung ihres Sohnes haben sich eingespielte Alltagsarrangements verändert, müssen neu etabliert werden. Einkäufe werden reduziert auf einen großen Wocheneinkauf, damit unter der Woche ausreichend Zeit ist, um die Kinder zu ihren zahlreichen Hobbies und sportlichen Aktivitäten – im Ort und in der Region – zu fahren. „Beispiel: Mein Mann hat Spätschicht, also heute hat er Frühschicht, aber wenn er Spätschicht hat, muss ich um 16:45 Uhr bei [meiner Tochter] in [einer Stadt der Region Hannover] sein, um 17:15 Uhr wieder in der Sporthalle [hier im Ort], um da meinen Sohn abzuliefern. Dann fahre ich wieder zurück, hole meine Tochter ab. Dann fahre ich nach

Hause, mache ein bisschen Abendessen, weil ich meinen Sohn um 18:30 Uhr abhole und dann essen wir Abend und dann gehen die ins Bett. Das ist normalerweise immer ein Mittwoch. Wenn mein Mann zuhause ist, teilen wir uns das.“ Auch die Wochenenden sind in der Familie durchorganisiert. Egal ob Feste, Arbeit oder Besuche: „Rings um diese Termine legen wir das Wochenende.“ Der Aktionsraum der Familie erstreckt sich auf den Wohnort und andere, gezielt aufgesuchte Punkte im Pkw-Fahrkreis von 30-Minuten, weshalb ein Auto für sie unabdingbar ist, „wenn man es vernünftig machen will“. Die Tagesabläufe aller Familienmitglieder sind eng aufeinander abgestimmt und so gibt es wenig Spielraum für kurzfristige und ungeplante Änderungen.

**Nachbarschaftlich-grenzregionaler Aktionsraum von Mutter, Tochter und Sohn – gemeinsame und getrennte Fahrten für die (un-)geplante Freizeit**

Frau Baal ist Anfang vierzig, verheiratet und lebt mit ihren zwei (Schul-)Kindern in einem Einfamilienhaus. Sie arbeitet halbtags im Ort, ihr Mann in Schichten in der Stadt. Alltag heißt: „Ich stehe um 6:30 Uhr auf [...]. Dann macht man sich fertig, man bereitet das Frühstück, und, und, und. Dann wecke ich die Kinder, dann fahren wir los. Meinen Sohn in die Grundschule, wir stoppen einmal, verabschieden uns, wir fahren weiter. Dann bleiben wir stehen, ich parke, weil meine Tochter geht rechts zur Schule meine [Arbeit] liegt links davon. [...] [Mein Sohn] ist der Erste, der fertig ist, viertel vor eins, ich um eins, [meine Tochter] um viertel nach eins. Wir warten alle aufeinander, fahren gemeinsam zurück, kommen nach Hause. Ich gehe kochen, die Kinder hören Musik oder gucken irgendetwas. Weil [...] die erstmal so ein bisschen runterkommen sollen nach der Schule. Dann gibt es Mittagessen, es gibt Hausaufgaben und dann gibt es Freizeit, Sport, Besuche und mal gar nichts [...]. Abends essen wir Abendbrot, gucken fernsehen und gehen schlafen.“ Die Familie muss den Ort nicht verlassen, tut dies nur manchmal am Wochenende für Besuche bei den Großeltern, für auswärtige Fußballturniere des Sohnes oder um ins Schwimmbad zu gehen. Eine Lieblingsbeschäftigung der Eheleute Baal ist der Besuch in

den umliegenden Möbelhäusern – nicht nur zum Zeitvertreib, sondern auch um ihre Kinder im „Spielparadies“ abzugeben. Einkäufe, Kirchen- und Flohmarktbesuche werden im Ort getätigt, sodass der Aktionsraum von Frau Baal und ihren Kindern wochentags auf den Wohnort, am Wochenende auf einen 5 km-Bewegungsradius beschränkt ist. Neben fest terminierten sportlichen und musischen Aktivitäten der Kinder, bleibt Zeit für spontane Tätigkeiten wie das Spiel mit den Nachbarskindern auf der Straße, das Heimgehen mit dem besten Freund nach der Schule oder Zerstreuung im Kinderzimmer.

### Kindlich-kleiner Aktionsraum einer Mutter mit ihren Töchtern – spielerische und phantasiereiche Nutzung des örtlichen Aktionsangebots

Frau Jüngst ist Mitte 30, wohnt im Reihenmittelhaus, hat zwei Kinder im Kita-Alter und ein Neugeborenes. Aktuell ist sie in Elternzeit, nimmt hiernach ihre Teilzeitarbeit wieder auf, in der Stadt wie ihr Mann. Das Paar pendelt mit dem Rad oder der Straßenbahn. Das Auto wird nur für Großeinkäufe und Besuche von Freunden auf dem Land genutzt. „Der normale Alltag ist: Ich bringe die beiden Großen zum Kindergarten, dann komme ich nach Hause und frühstücke in der Regel mit der Kleinen noch einmal in Ruhe, wenn das klappt. Dann hängt es davon ab, ob sie schlafen muss oder nicht. Dann mache ich hier morgens ein bisschen Tabula rasa, [habe Zeit um] aufzuräumen oder einkaufen zu gehen. [...] Dann hole ich die Kinder vom Kindergarten, also nach dem Mittagessen irgendwann. Und dann, je nach Wetterlage, spielen wir draußen oder wir verabreden uns vielleicht mal oder unternehmen etwas. Das ist so mein Alltag. Und am Wochenende probieren wir natürlich mit [meinem Mann], als Familie etwas zu machen. Ich fahre auch gerne mal mit den Kindern in den Zoo [...] oder wir machen gerne Radtouren oder so kleine Sachen, was man erreichen kann. Jetzt fangen wir [als Paar] gerade an, dass wir abends wieder unterwegs sind.“ Frau Jüngst profitiert von der Nähe zu ihren Eltern, die neben der Kita (1,5 km entfernt) wohnen und auch mal die Betreuung der Kinder übernehmen

können. Sie verlässt sehr selten – zumindest unter der Woche – den Ort und gestaltet ihren Aktionsraum als Aktionsweg mit vielen Spielepunkten zusammen mit ihren Kindern. Der Verzicht auf das Auto ist für sie selbstverständlich, weil fußläufig und mit dem Rad alles gut zu erreichen ist. Mit ihren Kindern nutzt sie „Hilfsmittel“ (Roller, Radanhänger u. Ä.), um Freizeitfahrten in die Feldmark am Siedlungsrand zu unternehmen.

Aus der Perspektive der Eltern halten die Untersuchungsräume, fußläufig bzw. in geringer Entfernung, ausreichend familienfreundliche Gelegenheitsstrukturen vor, die ein Verlassen des Ortes für das Tägliche nicht notwendig machen, ihre zeitlichen Ressourcen (via Wege-/Aktivitätenkopplung) schonen. Die Möglichkeiten, über (Sport-)Vereine, eigene „Freizeitprogramme“ und Verabredungen mit anderen Kindern, Aktionsräume auf das Lokale zu reduzieren, werden nicht negativ, sondern als Erleichterung betrachtet und entsprechend genutzt. So findet die positive Wahrnehmung des Standortes Suburbia als kinder- und familientauglich im Alltag ihre Bestätigung. Wie „familiale Aktionsräume“ im Suburbanen (Abb. 2) mit Leben gefüllt werden, illustriere ich im Folgenden beispielhaft entlang der Aneignungsräume der vorgenannten Mütter.

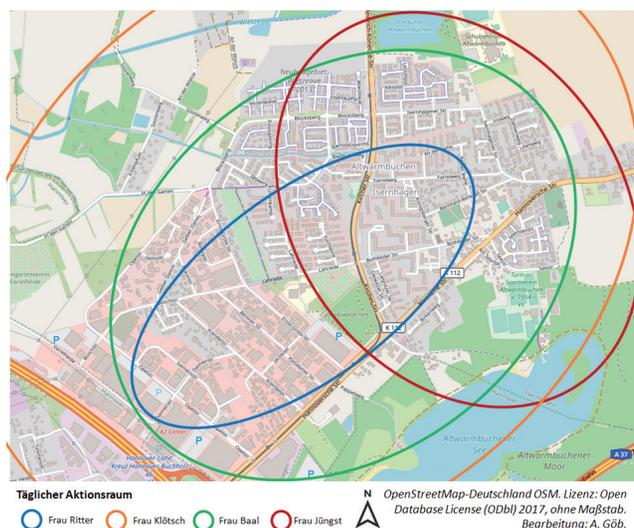
### Der Aneignungsraum: isoliert bis integriert

„Weil wir unseren Kindern hier wirklich dieses ruhige Leben auch gönnen und feststellen, dass ihnen das so guttut, dass sie hier so ihre gewohnten Wege haben, ihre Freunde haben und so.“ (Fr. Jablonski)

#### Zuhause: Isoliert und ohne Programm

Frau Ritter beschreibt ihren Sohn als „ein bisschen faul was Sport betrifft“, weil er die vielfältigen Möglichkeiten im Ort nicht von sich aus nutzt, um seine Freizeit zu gestalten. Sie selbst agiert allerdings genauso. Beide verbringen die meiste Zeit zuhause, zurückgezogen, für bzw. unter sich. Ihr Privatsein geht mit einer Passivität einher, die sich in einer Konsumentenhaltung widerspiegelt: „Hier war mal so ein Kleinkindertreff [...], [mit] Spielzeug und Müttern, wo man sich selbst überlassen war.“ Solche Angebote nimmt sie zwar gerne an, aber nicht, wenn sie selbst eine Gegenleistung dafür erbringen muss. Feste im Ort werden aufgesucht, weil sie nichts kosten, man nach Belieben kommen und gehen kann und temporär Teil der Ortsgemeinschaft ist. Normalerweise sieht Frau Ritter keine Notwendigkeit darin, für sich und ihren Sohn Beziehungen zu anderen Personen im Ort aufzubauen. Sie lässt ihn (nichts) machen, fördert und fordert nichts. Beide wirken desinteressiert – aneinander, an Anderen, an aktiver Teilhabe. Einziger außerhäusiger Kontakt ihres Sohnes sind die Verwandten im Zentrum, die er regelmäßig besucht. „Das ist die Hauptsache, warum [mein Sohn] zum Schach geht. Weil normalerweise geht er sowohl davor als auch danach zur Oma und macht PlayStation und ich weiß nicht was. Sein Bruder hat so einen richtigen Gamer-PC, das ist natürlich besser als vor seinem Laptop zu spielen.“ So führt ihr Sohn das Leben seiner Mutter (weiter) – sozial und räumlich desintegriert, ohne gelernt zu haben, Bindungen aufzubauen und zu pflegen.

Abbildung 2: Täglicher Aktionsraum (abstrahiert) der vier exemplarisch vorgestellten Fälle.



**Überall und nirgends:****Aktive Verinselung mit zweckgerichteter Integration**

Frau Klötschs Leben dreht sich um ihre Kinder, denen sie alles ermöglichen möchte. Sie spricht sich gegen eine ganztägige institutionelle Einschließung im Hort aus, denn: „*Ich setze Kinder in die Welt, weil ich Zuhause sein möchte, weil ich die Kinder erleben möchte und nicht, weil ich die nach einem Jahr wieder abgeben möchte.*“ Der gemeinsame Familienalltag findet v. a. unterwegs statt – im Auto, von einer Aktivität zur nächsten. „*Also ich fahre schon den ganzen Tag nur in der Gegend rum, um die Kinder unterzubringen, weil die so viele Freizeitaktivitäten hier haben. Das finde ich total klasse, was hier angeboten wird für die Kinder [...] und auch hier rings rum [in der Region]. Das sind Sachen, die habe ich nie erlebt.*“ Diese Bringdienste empfindet Frau Klötsch nicht als Last, sondern als Selbstverständlichkeit. Sie möchte ihre Kinder bei deren Entfaltung und Weiterentwicklung unterstützen. „*[Als Eltern] haben [wir] uns vorgenommen, wir zeigen den Kindern alles. Die müssen selber entscheiden, Sie wissen aber auch, sie können nicht heute hier sein und morgen da [...]. Aber die sollen schon alles versuchen können, was sie wollen.*“ Um dies zu erreichen, nimmt sich Frau Klötsch Zeit, wobei feste Zeitstrukturen und Nutzungsvorgaben der externen Tätigkeitsgelegenheiten effizient eingeplant, in zahlreichen WhatsApp-Gruppen mit anderen Eltern abgesprochen werden müssen. Der Kontakt der Kinder an diesen für sie eingerichteten und auf sie ausgerichteten Orten ist begrenzt, beschränkt auf den jeweiligen „Sachzweck“. Die intentionalen Begegnungen verbleiben oft oberflächlich, die Kinder partiell integriert. Der Familienalltag von den Klötschs ist durchgetaktet und dafür „*brauche [ich] feste Strukturen. Bei mir ist jeder Zeitplan oder jedes Machen wirklich Timing, sonst kriege ich das nicht hin.*“ Je mehr Aktivitäten die Kinder haben, desto mehr Einpassungen sind vorzunehmen und zu einem Gesamtarrangement zu verbinden. Dabei stellen die Fahrdienste nicht nur für Frau Klötsch eine Auszeit dar, sondern auch für ihre Kinder, die temporär unbeobachtet von ihrer Mutter sind und dennoch professionell beaufsichtigt werden. „*[Mein Sohn] muss auch mal alleine machen und selbstständig werden und da hilft es, wenn ich nicht die ganze Zeit daneben sitze. Ich verstehe das auch gar nicht bei den anderen Eltern, als ob die nichts zu tun hätten. Von daher ist das mit dem Ablauf so ganz gut. Dann weiß er, dass ich weg bin und am Ende des Trainings wieder da und dazwischen hat er seine Freiheit.*“ Die Ausübung vieler Tätigkeiten im Wohnort ermöglicht nicht nur tiefergehende soziale Kontakte, sondern macht diese auch wahrscheinlich. Denn (gleichaltrige) Kinder bzw. ihre Eltern treffen sich in unterschiedlichen Kontexten immer wieder. So kann aus einer partiellen Integration eine ganzheitliche werden, Freundschaft entstehen. Frau Klötschs Kinder „erfahren“ ihre Lebenswelt im Pkw und an Spezialorten, aktiv von ihrer Mutter organisiert und von Fachleuten umgesetzt, aber selbst gewählt. Dadurch erleben sie gleichzeitig (Un-)Abhängigkeiten im Sozialen und im Raumgebrauch.

**Vor der Haustür:****Nachbarschaftliche Integration unter Aufsicht**

Frau Baals Kinder haben zwar feste Programmpunkte in ihrem Alltag aber genauso Zeit für spontanes Kinderspiel, Raum für Rückzug und Regeneration. Flexibilität und Freiheit in der

Freizeitgestaltung sind Frau Baal und ihren Kindern wichtig, um Entscheidungen nach Lust und Laune treffen zu können. Da in ihrem Neubaugebiet viele Kinder wohnen, „*kennt man sich auch von der Straße*“, die ruhig und abgeschieden inmitten des Wohnquartiers liegt. „*Da haben sich so ein paar Kinder gefunden, Größere wie Kleinere, und jeder hat so eine Nerf, so eine Plastikpistole. Dann treffen die sich manchmal oder holen sich gegenseitig ab und schießen so ein bisschen in der Gegend rum.*“ Die Nachbarschaft bildet für sie eine sozialräumliche Einheit, in die sich Erwachsene wie Kinder integrieren können, die Straße das „*erweiterte Wohn- bzw. Kinderzimmer*“, in dem man sich immer wieder trifft. Ausgehend von diesem Erfahrungspool werden gemeinsame Rituale (Straßenfeste) und Normen (Spielregeln, Rückgabe von Spielsachen) entwickelt. Das umeinander Kümmern läuft problemlos und wechselseitig, also „*total cool*“, weshalb Nachbarschaft für Frau Baal „*sehr angenehm und unkompliziert ist.* [...] Wenn man manchmal hört, dass sich Familien streiten wegen Nachbarn, weil irgendetwas vorgefallen ist oder wegen der Kinder ..., wenn es da Probleme gibt, sind wir natürlich immer da und klären das.“ So wirft jede Familie einen Blick auf die Kinder bzw. die Straße, damit nichts passiert, Spiele bzw. Streitigkeiten nicht eskalieren. Kinder stellen für Frau Baal eine Verbindung zwischen den Nachbarn her; sind „*Begegnungspunkte*“ also Integrationsfaktoren für Eltern. Als normal empfindet sie deshalb, dass sich nicht nur die Kinder, sondern auch die Eltern Zuhause besuchen. „*Eine Mutter bringt ihr Kind hierher und verweilt dann ein bisschen oder genau anders herum.*“ In diesem Zusammenhang scheinen Eltern eine dritte Kategorie, neben Freunden und Bekannten, zu sein, die automatisch Zugang zur Privatsphäre anderer Familien haben, ohne dass man sich kennen oder mögen müsste. Die reduzierte sozialräumliche Distanz in einem relativ homogenen Wohnumfeld bei steigender Wohndauer erleichtert die Vertrauensbildung und das Einbinden der Nachbarn in die eigenen Alltagsarrangements. Frau Baal und ihre Kinder konzentrieren sich primär auf ihre Integration im Sozialraum Nachbarschaft, der ihnen Komfort und Komplexitätsreduktion zuteilwerden lässt, wobei sie Kontakte über Schule und Hobbies im ganzen Ort verteilt haben (Abb. 3).

**Das Wohnumfeld als Spielplatz: Zusammen(hängend) erfahrbare „Inseln“**

Frau Jüngst kann sich aktiv mit ihren Kindern beschäftigen, die gemeinsame Zeit gestalten. Da ihr kleiner Garten wenig Raum für großes Spiel lässt, geht sie mit den Kindern meist raus. Den Ort und ihre Wege unterteilt sie dafür in Spielorte, entlang derer sie sich fortbewegen. „*Es gibt zigtausend kleine Spielplätze, wo wir [jeden Tag] sind.* [...] Hier ist ein Spielplatz, da ein Spielplatz und da. So machen wir immer Spielplatz-Hopping nach Hause.“ Aus einer 15-minütigen Strecke wird so ein einstündiges Abenteuer. Frau Jüngst beaufsichtigt ihre Kinder im Spiel mit Anderen aus der Ferne, schaukelt oder rutscht währenddessen selbst, um sich die Zeit zu vertreiben. Angst hat sie nicht, denn ihre Kinder wissen um potenzielle Gefahrenstellen auf ihren Wegen durch den Ort, kennen die Verhaltensregeln. Innerhalb der Grünflächen des autofreien Wohnparks dürfen ihre Töchter bspw. überall hinlaufen, ohne vorher um Erlaubnis zu fragen. Sie müssen die Gegend nicht mehr erkunden, sondern orientieren sich dort in gewohnter Weise. Auch kleinere

Abbildung 3: Auszug des Go-Alongs mit Frau Baal durch die Nachbarschaft (Kartengrundlage: OpenStreetMap-Deutschland OSM. Lizenz: Open Database License (ODbl) 2017, genordet, ohne Maßstab. Bearbeitung: A. Göb) (M.), fotografische Eindrücke aus dem Straßen- und Gartenraum Suburbias (A. Göb).



Abbildung 4: Auszug des Go-Alongs mit Frau Jüngst und ihren Kindern durch den Wohnpark (Kartengrundlage: OpenStreetMap-Deutschland OSM. Lizenz: Open Database License (ODbl) 2017, genordet, ohne Maßstab. Bearbeitung: A. Göb) (l.), Warnschild (r.).



Unfälle bleiben für Frau Jüngst unproblematisch, gehören vielmehr zum Aufwachsen dazu. Kinder sollen ihre eigenen Erfahrungen sammeln, sodass „*man sie möglichst früh loslassen kann*“. Weniger Kontrolle mehr Selbstständigkeit ist ihre Devise, wobei sie immer in der Nähe ist, sollte doch mal etwas passieren. Verabredungen mit anderen Eltern initiiert sie kaum, weil man sich ohnehin im Ort begegnet. „*Man trifft sich hauptsächlich am Kindergarten, weil man dann auch denselben Uhrzeitablauf hat. Danach meist auf den Spielplätzen, obwohl die Spielplätze gefühlt leer sind in Altwarmbüchen. Viele Kinder haben viele Hobbies und dann trifft man die vielleicht nochmal bei den Sportvereinen oder so etwas.*“ Dafür sind ihre Kinder aber noch zu jung, genauso wie für das unbeaufsichtigte Kinderspiel auf der Straße. Trotz Ausweisung als Spielstraße, „*[fahren] die Autos hier so schnell und leider auch so viele Autos. Ich wollte immer mal vorne auf der Seite ein Schild anbringen [...], [weil] meine Kinder, die rennen ständig aus dem Haus [...] und da kann keiner mehr bremsen.*“ Naturerleben bietet Frau Jüngst ihren Kindern in Form von Radtouren oder Spaziergängen. Die spielerische Auseinandersetzung mit ihren Kindern ist ihr besonders wichtig, da sie auf dieselbe Weise in dem Ort groß geworden ist „*und weil ich jetzt hier auch heimisch bin. [...] Ich bin hier gerne viel unterwegs [...] kenne mich aus [...], weiß halt wo ich hinmuss.*“ In der Kita erfahren die Kinder eine institutionalisierte Integration, nachmittags eine familiäre. Weil man sich in so vielen Kontexten im Ort immer wieder begegnet, können sich mit der Zeit enge Beziehungen und Verabredungsgeflechte zwischen den Kindern bilden. Räumlich sind Frau Jüngst Kinder dadurch integriert, dass sie den Wohnort als einen gesamten Spielraum erleben, zusammenhängend aber thematisch unterteilt nach Spielepunkten (Abb. 4).

### Resümee: Suburbia aus Familiensicht

*„Es gab ein Leben vor den Kindern, es gibt ein Leben mit den Kindern sozusagen... Das ist wirklich ein ganz großer Unterschied.“ (Fr. Jablonski)*

In diesem Beitrag sind familienbezogene Interaktionen in ihrer raumzeitlichen Situierung und Kontextualisierung herausgestellt worden zusammen mit Deutungsmustern, die hinter Alltagsarrangements im Suburbanen stehen. So werden wahrgenommene Beschränkungen wie Möglichkeiten für individuelles Handeln (vor Ort) sowie familientypische Anforderungen an den Wohnort transparent, die als Grundlage für politisch-planerische Maßnahmen herangezogen werden können. Gezeigt wurde, wie der Zugang zu und die Erreichbarkeit von Infrastruktureinrichtungen den Alltag von Familien, insbesondere der Kinder, beeinflussen und ortsbezogene Teilhabe gewährleisten können. Hinsichtlich der Reichweite der hier vorgestellten Sekundärauswertung ist einzuschränken, dass der Familienalltag aus der Perspektive der Eltern bzw. der Mütter und nicht der Kinder betrachtet wurde. Bezüglich des qualitativen Zugangs zur Forschungsthematik ist zu betonen, dass zwar strukturelle Zusammenhänge objektiver wie subjektiver Faktoren und Beziehungsgeflechte sozial-räumlicher

Handlungen – in einer noch zu vertiefenden Untersuchung und Typologisierung – aufgezeigt werden können, diese aber keinerlei Rückschlüsse über deren Auftretenshäufigkeit und Verteilung im Untersuchungsraum zulassen. Als Ausgangspunkt standardisierter Untersuchungen (mit entsprechender Stichprobenziehung) liefern die hier aufgeführten Fälle jedoch erste Hinweise auf Einstellungs- und Verhaltensmuster von Familien im Suburbanen.

Der Wahrnehmungsraum Suburbia ist für die hier untersuchten Familien ein „angenehmer Raum“. Dass man hier alles (für Kinder) hat, was man täglich braucht, spiegelt sich im Aktionsraum der Familien wider. Dieser ist zumeist lokal begrenzt und wird durch Berufspendel- oder Kinderbringfahrten erweitert, die gewöhnlich in einem 10-km-Radius stattfinden. Die präsentierten Alltagsarrangements sind von verschiedenen Faktoren abhängig, die je nach Familienkonstellation unterschiedlich gewichtet werden. Neben den (nicht-)gegebenen eigenen Ressourcen und Fähigkeiten, welche sich in Form von zeitlichen, personellen, finanziellen sowie materiellen Restriktionen oder Chancen niederschlagen, sind es subjektive Ansprüche und objektive Anforderungen (der Kinder, Eltern und Institutionen), die es in den Tagesablauf zu integrieren gilt (Voß 1995; Scheiner 1998). Diese Eckpunkte stehen in einem Zusammenhang mit den (nicht-)gegebenen Gelegenheitsstrukturen vor Ort, beeinflussen sich wechselseitig und den Aneignungsraum. Der gelebte suburbane Raum spannt sich – vor dem Hintergrund der jeweiligen Handlungsspielräume – zwischen einer aktiven und passiven Gestaltung durch Kinder, Eltern oder Institutionen auf, ist kontrolliert oder selbstständig zu bewältigen, wird spontan oder strukturiert in raumzeitlich offenen oder geschlossenen Räumen mit je eigenen Regeln umgesetzt. Im Kontinuum einer sozialen wie räumlichen (Des-)Integration und (Dis-)Kontinuität entwickeln die hier präsentierten Familien verschiedene raumzeitliche Bewältigungsstrategien für einen möglichst reibungslosen Alltagsablauf.

Festzuhalten für suburbanen Räume dieses Typs, d. h. ähnlicher Größenordnung (Kleinstadt), Lage (Außenrand) sowie infrastrukturellen Ausstattung (Grundzentrum) ist: Aufgrund ihrer sozialräumlichen Überschaubarkeit erwecken diese Räume den Eindruck dafür geschaffen zu sein, Familien Sicherheit, Zugehörigkeit, Anerkennung und Selbstverwirklichung zu offerieren, ihnen das wechselseitige Erwarten-Können in einer Komfortzone bewusst begrenzter Aktionsräume zu erleichtern. Diese Rahmenbedingungen ermöglichen Kindern das Erleben von Raum, das Orientieren und Integrieren – besonders, wenn es im Ort, vor der Haustür gelernt werden kann. Solche überschaubaren Lebenswelten lassen sich vermutlich auch in urbanen Nachbarschaftsquartieren und dörflichen Ortschaften finden, die in dieser Studie gewonnenen Ergebnisse sich in Teilen übertragen. Suburbia scheint als „Intermediär“ zwischen Stadt und Land dennoch eine Sonderstellung einzunehmen was das Vorhandensein von Gelegenheitsstrukturen (was, wie viel) und deren Erreichbarkeit (wo, wie zugänglich) im „richtigen Maß“ für Familien anbelangt. Zumindest legen die hier vorgestellten Einblicke einen eigenen räumlichen Ausdruck sozialer Situierungen von Kindheit nahe.

- 1 Bei den im Text angeführten Zitaten handelt es sich um Interviewpassagen von Untersuchungsteilnehmenden (pseudonymisiert), die im Rahmen der in Veröffentlichung befindlichen Dissertation der Autorin (s. Literatur) entstanden sind.
- 2 Obwohl die Studie nicht auf Familien fokussiert war, ist diese Gruppe als ohnehin dominante Erscheinung im Suburbanen im Sample vertreten.
- 3 Altwarmbüchen: 9.091 Einwohner; Hemmingen-Westerfeld: 6.935 Einwohner, Quelle: Einwohnermelderegister, Stand 30.06.2017.
- 4 Regionales Raumordnungsprogramm 2016 der Landeshauptstadt Hannover.
- 5 Laufende Stadtbeobachtung des BBSR, Raumabgrenzungen: Großstadtregionen
- 6 Die Gliederung bzw. der Raumzugang folgt einer in den 1930er-Jahren durchgeführten Studie Muchows zum „Lebensraum des Großstadtkindes“. In dieser wurde untersucht, in welcher Wechselbeziehung Kinder und Stadt, unter der konzeptionellen Klammer des Lebensraums, stehen und sich beeinflussen.

## Literatur

- Bollig, S. (2018): Making Places. Zu den Orten und Räumen „betreuter Kindheiten“. In: Betz, T.; Bollig, S.; Joos, M.; Neumann, S. (Hg.): Institutionalisationen von Kindheit. *Childhood studies zwischen Soziologie und Erziehungswissenschaft*. Weinheim, 111–128.
- BMVBS - Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (BMVBS) (2013): Suburbaner Raum im Lebenszyklus. Nr. 24/2013.
- Donzelot, J. (1980): Die Ordnung der Familie. Frankfurt am Main.
- Farrenberg, D. (2021): Urbane Kindheiten zwischen Utopie und Dystopie. Sozial- und erziehungswissenschaftlich informierte Rationalisierungsweisen zum Topos „Kinder in der Stadt“, In: *sub|urban. Zeitschrift für kritische Stadtforschung*, 9 (3/4), 145–168.
- Göb, A. (2021): Lebenswelten im Suburbanen. (Re)konstruktionen von Raum und Routinen am Rande von Hannover. Dissertationsschrift. Oldenburg. (= Wahrnehmungsgeographische Studien zur Regionalentwicklung Bd. 30).
- Honer, A. (1994): Das explorative Interview: zur Rekonstruktion der Relevanzen von Expertinnen und anderen Leuten. In: *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie* 20 (3), 623–640.
- Kusenbach, M. (2008): Mitgehen als Methode Der „Go-Along“ in der phänomenologischen Forschungspraxis. In: Raab, J. (Hg.): *Phänomenologie und Soziologie. Theoretische Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzungen*. Wiesbaden, 349–358.
- Menzl, M. (2007): Leben in Suburbia: Raumstrukturen und Alltagspraktiken am Rand von Hamburg. Frankfurt.
- Muchow, M.; Muchow, H. H. (2012): Der Lebensraum des Großstadtkindes. In: Behnken, I.; Honig, M.-S. (Hg.), *Der Lebensraum des Großstadtkindes*. Weinheim/Basel.
- Muri Koller, G. (2017): Gesellschaftsräume: Wo sind die Kinder? Argumente für eine kindergerechte Struktur- und Prozessqualität im Alltag. In: Fischer, S.; Rahn, P. (Hg.): *Kind sein in der Stadt. Bildung und ein gutes Leben*. Opladen, 49–63.
- Nohl, A.-M. (2017): Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis. Wiesbaden.
- Scheiner, J. (1998): Aktionsraumforschung auf phänomenologischer und handlungstheoretischer Grundlage. In: *Geographische Zeitschrift* 86, 50–66.
- Voß, G. G. (1995): Entwicklung und Eckpunkten des theoretischen Konzepts. In: Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (Hrsg.): *Alltägliche Lebensführung Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung*. Wiesbaden, 23–42.
- Ward, C. (1978): *Das Kind in der Stadt*. Frankfurt am Main.
- Zeiber, H. (1991): Die vielen Räume der Kinder. Zum Wandel räumlicher Lebensbedingungen seit 1945. In: Preuss-Lausitz, U. (Hg.): *Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg*. Weinheim/Basel, 176–195.
- Zeiber, H. (1998): Organisation des Lebensraums bei Großstadtkindern Einheitlichkeit oder Verinselung? In: Bertels, L.; Herlyn, U. (Hg.): *Lebenslauf und Raumerfahrung*. Opladen, 35–58.
- Zinnecker, J. (2001): *Stadtkids. Kinderleben zwischen Straße und Schule*. Weinheim/München.